

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 116 (1990)
Heft: 35

Artikel: Im Pyjama ein pubertierendes Rind gefangen
Autor: Knobel, Bruno / Pop-Iliev, Jordan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-614043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Pyjama ein pubertierendes Rind gefangen

oder: «Die braune Liesel kenn' ich am Geläut.» (Schiller: «Wilhelm Tell»)

VON BRUNO KNOBEL

Wo Licht ist, da ist auch Schatten. Davon leben u. a. auch die Gerichte. Nichts Gutes, das nicht auch Schlechtes einschliesse; nichts Schlechtes, das nicht auch etwas Positives enthielte. Alles ist eine Frage des Abwägens. Die Grenze zum Beispiel, wo Musik zum blossen Geräusch wird, ist variabel und wird subjektiv gezogen ...

Wenn kürzlich gleich zwei Händel wegen Kuhglocken waadtländische Gerichte und sogar das Bundesgericht beschäftigten und in der Presse Widerhall fanden, dann hatten die Entscheide für die Kuhglocken grundsätzlich meine uneingeschränkte Zustimmung. Doch nach Art von «Radio Eriwan» sowie von leidvoller Erfahrung belastet, muss ich ein *Aber* gerechterweise doch auch anführen.

Anwohner städtischer Herkunft hatten sich – es waren nicht die ersten Fälle – vom Kuhglockengeläut in der Nachbarschaft gestört gefühlt; gestört gefühlt also ausgerechnet von jenen akustischen Vorzügen, die in jedem Touristik-Prospekt vielsagend gepriesen und mit «lieblichem Herdenglockengeläut» umschrieben zu werden pflegen, was – verbal genossen – jeden Städter höchlich anzusprechen vermag.

Es war Abend, als ich mit meiner Familie mein sommerliches Ferienquartier im voralpinen Bauernhaus bezog; «an den Flühen flammte Abendrot»; aus ferner Höhe erklang, vom Abendwind verweht, ein Alpsegen; um das mit einigen Telefon- und Starkstromstangen malerisch umstandene Haus weideten friedlich die Kühe; und ihre Glocken bimmelten und bammelten akkurat so, wie Städter sich's in ihrer Ferienüberreife erhoffen.

Mit Einbruch der Nacht stieg man in die Betten und machte vorerst einmal zwei eher ernüchternde Feststellungen: Erstens, dass Kühe neugierig sind und unerwartete Lichter im Haus im Doppelsinn des Wortes anziehend finden; zweitens, dass die Stangen in Hausnähe von Rindviechern für äusserst geeignet gehalten werden, die Köpfe daran zu reiben, wobei sich die Tiere in dieser Beschäftigung pausenlos ablösen.

Da nun die Hälsen dieser Köpfe mit Glocken jeglicher Grösse behängt waren, führte das zu einem andauernden, mehr hektischen als friedlichen Geschepper, dem jegliche Melodik entschieden abzusprechen war.

Solange das Geräusch neu war, konnte man sich damit noch abfinden, auf allmähliche Beruhigung mit dem Fortschreiten der Nacht hoffend.

Über allen Wipfeln ist Ruh'

Doch nach Aufgang des Mondes und Ablauf zweier Stunden wurde der Sound noch enervierender. Nach drei Stunden heulte die Familie wegen Nichteinschlafenkönnens und konfrontierte mich mit ihrem einstimmig gefassten Beschluss, es müsse etwas geschehen, was für jedes Familienoberhaupt bekanntlich ein kategorischer Imperativ ist.

Ich entwand mich also des Pfühls und begab mich im Pyjama, aber entschlossen ins Freie und näherte mich «barfuss im taufeuchten Grase» (Kneipp liess grüssen) dem nächsten, widerlich schellenden Rind, nicht ohne mehrmals in frischwarmem Kuhfladen auszuweichen.

Nur wer schon ein fremdes, pubertierendes Rindvieh einzufangen versucht haben sollte, vermag meine Leistung zu ermesen. Nach nur rund Fünftelstunden nächtlichen Herumjagens, schwersten Stürzen, emphatischen Lockrufen, Flüchen und ständigem Schwanken zwischen Hoffnung und Enttäuschung, unverstanden von der Familie, die aus sicherem Porte lauthals endlich Erfolg forderte ... – endlich konnte ich im beseeligenden Gefühl schwelgen, es geschafft zu haben, als ich, gutturale Beruhigungslaute keuchend, einen Arm vorsichtig um den Hals eines ersten Viehs zu legen vermochte in einer Art, wie es in solcher Zärtlichkeit und Behutsamkeit wohl kaum dem Liebhaber einer menschlichen Weiblichkeit zu tun möglich wäre.

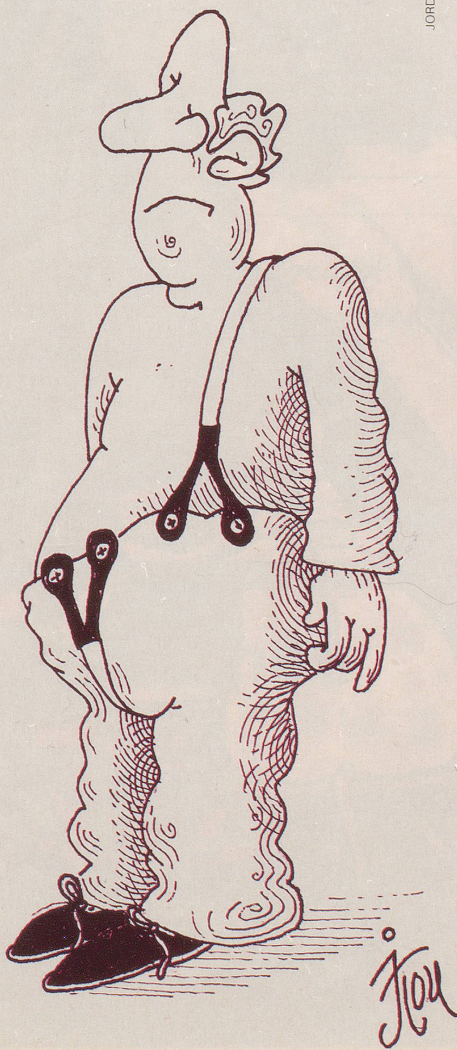
Ich tastete so vorsichtig zum Halsband, als wollte ich Kronjuwelen entwenden, kam endlich mit einer Hand zur Halsbandschnalle – sooo-sooo – nur ruuhig! – und durfte feststellen, dass sie verdrahtet war, weil – wie ich später erfuhr – solche Kuhglocken zur nächtlichen Stunde von Touristen gern direkt ab Vieh gestohlen werden. Ich liess ab vom Rind, das in launigen Sprüngen in der Dunkelheit entwand, suchte erst nach einer Zange und begann, damit bewehrt, die Prozedur von neuem.

Eine Stunde nach Mitternacht hatte ich die erste Glocke entfernt. Die zweite fiel eine knappe Stunde später, als vom nahen Gehölz gerade ein Käuzchen klagend schrie. Ich hatte dafür Verständnis.

Das Klagen der Familie war inzwischen leiser geworden und in stilles, resigniertes Weinen übergegangen. Störrisch wimmerte die Tochter: «Ich will nach Hause!»

Ich getraute mich, die Übung abzubrechen, auch ohne restlos Erfolg gehabt zu haben; abgehetzt schlich ich mich in die Kammer, kroch mit verschmierten Füßen unter die Decke und hörte, ehe ich erschöpft in den Schlaf sank – nicht etwa Worte des Lobes, Dankes oder der Anerkennung, sondern ein entsetztes: «Vater, du stinkst!»

Hinter dem literarischen Geläut der braunen Liesel steckt eben oft weit mehr, als man gemeinhin annimmt ...



JORDAN POPILIEV